

Nächtliche Begegnung

Eine Erzählung aus der Schillerzeit

Von Gotthilf Hafner

Es steht nicht gut, wenn man auf leisen Sohlen tritt, wie alle, die in diesen späten Oktobertagen des Jahres 1793 durch die Gänge und Zimmerfluchten des Schlosses von Hohenheim bei Stuttgart schreiten. Aus den Augen der Verweilenden und der Enteilenden dringt die gleiche Frage: „Der Herzog?“

Der Herzog Karl Eugen von Württemberg ist krank. Muß man ans Ende denken? An manchen Tagen gibt es Stunden, da scheint auch die Krankheit dem herrischen Willen zu weichen, der sich noch nicht beugen kann. Aber das Leuchten der blauen Augen strahlt nicht mehr aus dem selbstsicheren Glauben, ein Erwählter des Lebens zu sein, es ist der Glanz des Fiebers.

Der Diener brachte auf silberner Schale einen Brief ans Bett. Der Hauptmann Schiller schrieb:

Allergnädigster Herzog und Herr!

Hauptmann Schiller bittet im Namen seines Sohnes untertänigst um die Erlaubnis, daß dieser seiner kränklichen Umstände wegen sich in das Land begeben und ein hiesiges Bad gebrauchen darf.

Mein Sohn Friedrich, Hofrat und Professor in Jena, hat mir gemeldet, daß ihm sein Arzt wegen Brustkrampf und Nervenschwachheit den Gebrauch von Bädern angeraten habe.

Friedrich, mein einziger Sohn, ist nächst Gott und meinem gnädigsten Landesherrn die alleinige Stütze meines Alters und die ganze Hoffnung meiner noch unversorgten Kinder. An seinem Leben und Gesundheit ist mir alles gelegen.

Eurer herzoglichen Gnaden erkuhne ich mich demnach, die untertänigste Bitte zu Füßen zu legen, daß Euer Durchlaucht geruhen möchten, ihm nicht nur seine ehemalige Jugendtorheit in höchster Gnade zu verzeihen, sondern auch allergnädigst zu erlauben, daß mein Sohn sich hierher begeben darf,

um für die Herstellung seiner Gesundheit die hiesigen Bäder zu gebrauchen.

Euer herzoglichen Gnaden
untertänigst ergebener Diener
Caspar Schiller, Hauptmann

Die Hand des Kranken weist den Diener mit einer Bewegung der Finger aus dem Gemach.

Der Herzog ist allein.

Nicht allein: der Brief liegt auf der Decke.

Friedrich Schiller, das war der langaufgeschossene, hagere Jüngling, Zögling seiner militärischen Pflanzschule, Verfasser der ‚Räuber‘, Theaterdichter zu Mannheim – gut entsinnt sich der Herzog. Die Hakennase zwischen den hellgrauen Augen in dem jungen, strengen Gesicht stach immer in die Luft, anzusehen wie ein Geierschnabel, der bereit ist, in die Beute zu hacken.

„... Hofrat und Professor in Jena ...“ Er wußte es längst, nie hatte er ihn ganz aus den Augen gelassen.

Der Vater fürchtet natürlich, man könnte diesen desertierten Regimentsarzt Schiller greifen lassen und auf dem Asperg verwahren.

Man hatte dem Herzog berichtet, wie er geflohen war, nächtlicherweile, mit seinem Freund, einem Musikus. Auf der Solitude war gerade ein Fest für hohe Gäste gewesen. Das Dunkel neben dem sprühenden Glanz eines Feuerwerks hatte die Flucht gedeckt, durch die der Schiller sich dem Befehl entzog, den er ihm hier, im Schloß Hohenheim, gegeben!

Einmal, bei einem Schulfest, hatte der Zögling Schiller ein selbstverfaßtes Gedicht auf seine liebe Fränzel, die Reichsgräfin Hohenheim, vorgetragen ...

Der Herzog hustelt in den Kissen, er muß das Lachen verbeißen, es tut ihm weh.

Das Gedicht war mäßig, der Vortrag ohne Maßen

kläglich gewesen. Nur die unantastbare Würde seiner Person und Gegenwart hatte dem Schiller das Ausgelachtwerden erspart.

Er aber, der Herzog, hatte dem unglücklichen Darsteller seines Werkleins in die Augen gesehen und hatte ihn erkannt. In den hellgrauen Augen hatte er das Verwandte erblickt: den Herrscherwillen dieses jungen Schwärmers, der auszog, das unsichtbare Königreich seiner Träume zu erobern.

Darum hatte er diesen Schiller besonders bilden wollen in seiner vortrefflichen Pflanzschule, heranziehen unter seiner Hand und Leitung zum dienenden Freund seiner gefürsteten Einsamkeit. Doch dem rothaarigen Feuerkopf war der Strahlenkranz fürstlicher Gnade kein Lebensziel – der wollte eine Krone.

Jetzt trug er sie schon.

Sie war ihm nicht geschenkt worden. „... seiner kränklichen Umstände wegen ...“

Wie alt war der junge Schiller inzwischen geworden? Mitte der dreißig, vierunddreißig vielleicht ...

Zu früh, viel zu früh nagte der Tod an ihm.

Was hatte der Herzog Besseres? Dieses Altern und im Alter krank sein, war eine beschämende Mühsal! Der junge Stürmer verbrannte wohl lieber früh in den Gluten seines steil aufstrebenden Willens.

Ja, dieser widerspenstige Poet, dieser hellsichtige Träumer, war sein Gegenspieler. Hatte er nicht seinen Pfeil nach ihm selbst, dem Herzog, abgeschossen und aufs Titelblatt seines Stückes ‚Die Räuber‘: „In tyrannos!“ (Gegen die Gewaltherrscher!-) geschrieben?!

Wäre das nun eine unbedachte Frechheit gewesen, so hätt' er den Schiller können fangen lassen, so gut als er den Schubart erwischte ... und auf den Asperg legen und – vergessen.

„... Jugendtorheit zu verzeihen ...“

Der Schwung des Adlers ist seine Natur. Den jungen Schiller führte sein Stern.

Des Herzogs Wille hatte danach gestrebt, diesen Stern am Himmel seiner Herrschaft leuchten zu sehen, jedoch der junge Trotzkopf war hinausgetreten auf die Bahn seiner stolzen Träume, seinen weitleuchtenden Blicken nach, hinein in die lichten Wolken der Unsterblichkeit. Er nun, der Herzog, muß die Hoheit seiner irdischen Herrschaft, die dennoch ein Ewigkeitsding ist, bis zum Ende bewahren!

Als nach einer Stunde der diensthabende Höfling die herzogliche Krankenstube betrat, schlug Karl Eugen, wie aus einem Schlummer geweckt, die Augen auf. „Ich werde“, flüsterte er, denn seine Sache war gewesen, das Leben unmittelbar zu meistern, und die Arbeit des Denkens hatte ihn sehr ermüdet, „ich

werde diesen Schiller ignorieren.“ Ich werde verleugnen, daß er mich getroffen hat!

Schon recht kühl sind diese späten Oktobertage!

Dem siebzيجährigen Caspar Schiller aber wärmt eine bang erwartete, dankbar empfangene Freude von innen her das Herz: Mitte vorigen Monats hat Charlotte von Lengefeld, die Frau seines Sohnes Friedrich, ein gesundes Knäblein geboren.

So ist er nun Großvater geworden durch seinen Sorgensohn und Herzensbuben, dessen Entwicklung ihm Angst und Furcht, Freude und Schmerz und viel Vaterstolz einbrachte.

Kein Mensch steht näher, kein Leben wiederum ist wunderlicher und sonderbarer als des eigenen Sohnes selbständiges Dasein. Drohte nicht Schmach und Schande, als Friedrich, herzoglicher Militärarzt zu Stuttgart, seinem Dienst und dem Vaterland entfloh, um das Abenteuer seines Dichterlebens zu wagen? War daraus nicht schließlich der Stolz seines Alters und der Ruhm seines Namens gekommen?

Er war ihm nah, er war ihm fern. Auch er selbst, der Vater, hatte einst die Segel zu großer Fahrt aufgezo-gen, weite Lande gesehen und das Ungewisse zu bestehen getrachtet. Dann war er in die bürgerliche Enge des Herrendienstes gegangen, weil das dem Lebensschifflein einen sicheren Hafen bot. Der Sohn hatte den Wettern des Schicksals besser getrotzt, durch seine Flucht eine kühn geschwungene Brücke in das Land seiner Sehnsuchtsziele geschlagen und die Mitlebenden gezwungen, seinem Wort ihr Ohr zu leihen. Es drang an die Herzen von der Schaubühne herab, darin er als Dichter eine moralische Anstalt sah und ein hohepriesterliches Amt, die Würde der Menschheit zu wahren.

Hinter der Wand, hinter der Türe zur anderen Stube hört der Vater des Sohnes Schritte gehen. Lichtschein dringt durch Schlüsselloch und Türritzen.

Auf dem Tisch drüben flackert die Kerze im Leuchter. Sie wirft ihren Schein über Federkiele, Tintenfaß und Streusandbüchse und über die großen Papierbogen mit den eilig jagenden Schriftzügen. Murmelnder Stimmklang kommt herüber. Der Sohn hält Zwiesprache mit den Gestalten seiner Innenschau.

Er hustelt.

Längst ist die väterliche Sorge, die einst des Mannes besten Kern, die Ehre des Namens, betraf, eingeschrumpft zur liebenden Angst um des Sohnes Gesundheit.

Charlotte und der Enkel schlafen.

Friedrich hustelt.

Vielleicht ist die Stubenluft zu trocken. Caspar Schiller

klopft an die Türe und geht hinein. Er schlägt dem Sohn einen Gang ins Freie vor.

Beim Hinausschreiten in das nächtliche Ludwigsburg – es ist bald Mitternacht – hören die beiden Männer fernher ein dumpfes Dröhnen wie nahen, gedämpften Hufschlag und Marschtritt.

Sie gehen eine Weile, stehen lauschend und streben horchend weiter.

Kein Zweifel mehr: Marschtritt und Hufschlag kommen heran. Fackelschein geistert zwischen den Dreieckspitzen der Häusergiebel.

Aus der Gassenenge in die Straßenweite wandernd, sehen die zwei Männer einen Leichenzug und Fackelträger zu beiden Seiten in langer Kette.

Vielspännig gezogen naht der Sargwagen. Schwarze Satteldecken, quastengesäumt und wappengeschmückt, verhüllen die Pferdeleiber.

Caspar Schiller und sein Sohn Friedrich nehmen ihre Hüte ab, sie erweisen dem Toten und dem Tode entblößten Hauptes ihre Ehrfurcht.

Der Herzog von Württemberg ist gestorben.

Düster leuchten die Fackeln. Wortlos blicken Caspar Schiller und sein Sohn, im Häuserschatten stehend, in ihren Brand.

Da führt man also die sterbliche Hülle des Mannes hinaus, in dessen eigenwillige Hand die Würfel ihres Schicksals gelegt waren. Die Würfel sind geworfen, die werfende Hand ist erkaltet.

Ein tiefes Atmen läßt die Luft aus der Brust Friedrich Schillers hörbar in die Nacht verströmen. Es ist als ob ein Schauer durch seine hohe, leicht vornübergeneigte Gestalt rinne.

Er richtet sich auf und schließt zurückgelehnten Hauptes die Augen. Stoßweise streicht die Nachtluft durch die geweiteten Nasenflügel.

Dann öffnet Friedrich Schiller die hellgrauen Augen, die im Fackelschein rötlich brennen, und die Haken-nase steht in dem strengen, mageren Gesicht wie ein Geierschnabel, der bereit ist, in die Beute zu hacken.

Nein, Herzog Karl Eugen: auch in einem vergoldeten Käfig höfischer Würden – statt der Gitter des Zornes, die so lange den Rückflug in die Heimat versperrt hielten – hättest du diesen Vogel nicht halten können!

Und nun hat der Tod eine Bindung gelöst, in der wenig Liebe, aber viel Achtung war. Zwei Dinge hat der Dichter Friedrich Schiller dir nie vergessen, Herzog Karl Eugen von Württemberg: du befahlst ihm zürnend, keine Theaterstücke mehr zu schreiben, du ließest ihn aber als erster auch fühlen, daß er ein Berufener sei und eine Sendung habe.

Darum ist es *sein* Herzog, dem jetzt die brandrot leuchtenden, quirlende Rußwolken emporschlagenden Fackeln pomphaft zu Grabe leuchten.

s'is Frühjohr . . .

Auf'm Kärchtour' plaudern d'Stora
D'Reiher stähne in der Joogscht
D'Wolke iwer s'Ländle fohra
S'Groos werd grii noch eh de froogscht.

Un em Schloß die Fensterschaiwe
Laichte in der Frühjoohrssunn.
Do kousch nimme dinne blaiwe
Fröhlich läfft a jeder Brunn

Loodt aich ei: Kummt, laßt die Sorche
Griwwelt net en aire Wend!
Denn an jedem naie Morche
Nimmt a gueter Gaascht aich d'Hend

Führt aich klanne Erdewärmlich
Kerzegrod ens Paradies. –
D'Bläämlich stecke ihre Ärmlich
Iwwersche aus jeder Wies'

An de hooche Burgmauern
D'Schläähe fange z'blühwe ou
Auf de Felder leiche d'Bauern
Mit de Pflüch ihr Furche nou.

D'Hoselwärschtlich werde gälwer
Und der Herrgott fraabt se fei
Denn im Frühjoohr mecht er selwer
Gere Hoheloher sei.

Rudolf Schlauch